

# Matthias Leanza

## Grenzrauschen

### Zur Figur des Parasiten in der Systemtheorie

#### Der Parasit zwischen System und Umwelt

»Wie ist soziale Ordnung möglich?« – einer weit verbreiteten Auffassung zufolge steht diese Frage im Zentrum der Soziologie. Niklas Luhmann bezeichnete sie gar als die für »die Disziplin konstituierende Problemstellung«.<sup>1</sup> Und in der Tat hat jede Sozialtheorie zu klären, wie soziale Ordnungsbildung möglich ist und in welchen Formen sie sich vollzieht. Freilich existieren soziologische Einzelforschungen, die nicht explizit auf diese Frage reflektieren; dennoch müssen auch sie den Bezug zu den im Fach etablierten Vorstellungen von Sozialität wahren, möchten sie als ein Beitrag zum soziologischen Erkenntnisgewinn verstanden werden. Im Umkehrschluss bedeutet das: Vermag eine Theorie nicht anzugeben, wie soziale Ordnung entsteht, kann sie auch nicht an der für die Disziplin prägenden Problemperspektive partizipieren. Sie bleibt dann soziologisch undiszipliniert und läuft Gefahr, mit einem Platz außerhalb des Fachs vorlieb nehmen zu müssen.

Im Mittelpunkt der systemtheoretischen Ordnungskonzeption, um deren kritische Befragung es im Folgenden gehen soll, steht das Problem der Grenzziehung. Die von Luhmann entwickelte Theorie spürt allgemein der Frage nach, wie Systeme eine Grenze zu einer Umwelt hervorbringen, an der sie ihre Operationen orientieren können. Ob es sich um Maschinen oder Organismen, psychische oder soziale Systeme handelt, ist zunächst nicht weiter relevant, auch wenn unterschiedliche Typen von Operation vorliegen (etwa Leben, Bewusstsein, Kommunikation), die dann spezieller Begriffe bedürfen. Ein System kann somit als etwas betrachtet werden, das sich selbst eine Grenze zu einer Umwelt gibt und derart Ordnungseffekte zeigt.<sup>2</sup>

In zahlreichen Schriften hat Luhmann Prozesse der Grenzziehung und der Grenzerhaltung sozialer Systeme untersucht, wobei seine Studien zu den Funktionssystemen der modernen Gesellschaft einen zentralen Platz im Gesamtwerk einnehmen. Damit teilt die Systemtheorie ein

<sup>1</sup> Niklas Luhmann, »Wie ist soziale Ordnung möglich?«, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissensoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1993, S. 195–285, hier: S. 195.

<sup>2</sup> Vgl. Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M. 1984, S. 15ff.

gemeinsames Erkenntnisinteresse mit den Sozialtheorien des Poststrukturalismus, die sich ebenfalls dem Thema der Differenz widmen. Dennoch wurde von poststrukturalistischer Seite immer wieder der Vorwurf erhoben, dass die Systemtheorie eine fragwürdige Reinheitsvorstellung pflege und kein Gespür für die Prekarität von Differenz besitze.<sup>3</sup> Folgt man der Kritik, so unterstellt Luhmann dort klare Grenzverläufe, wo Autoren wie Jacques Derrida, Judith Butler, Ernesto Laclau und Gilles Deleuze auf Aufschübe und Verunreinigungen, Mehrdeutigkeiten und Vielheiten rekurrieren. Während die Systemtheorie mit ihrem Unwahrscheinlichkeitstheorem das klassische Problem der Möglichkeit sozialer Ordnung ins Zentrum rückt, fragen poststrukturalistische Sozialtheorien nach der Unmöglichkeit sozialer Ordnung, ohne damit partielle Ordnungseffekte leugnen zu wollen.<sup>4</sup> Wenngleich diese Kritik nicht ganz von der Hand zu weisen ist, so bedient sie sich selbst einer fragwürdigen Vereindeutigungsgeste: Denn die Systemtheorie hält durchaus Begriffe und Denkfiguren bereit, um Unscharfen und Unentscheidbarkeiten zu denken. Auch systemtheoretisch lässt sich analysieren, wie soziale Ordnung von Unordnung durchzogen wird, wie sich beide zu einer spannungsreichen Einheit verschränken.<sup>5</sup>

In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, dass sich Luhmann seit Mitte der 1980er Jahre immer wieder auf Michel Serres' Buch *Le parasite* von 1980 bezogen hat.<sup>6</sup> Dies mag den Beobachter zunächst überraschen, schließlich unternimmt Serres den Versuch, die Unmöglichkeit operativer Schließung und stabiler Grenzziehung aufzuzeigen. Auch die Zugangsweisen könnten kaum unterschiedlicher sein: Während Luhmann für die Soziologie eine facheinheitliche Theorie zu entwickeln versucht, die alles Soziale thematisieren kann, scheint Serres dem Ex-

3 So etwa Andreas Reckwitz, »Die Logik der Grenzerhaltung und die Logik der Grenzüberschreitungen: Niklas Luhmann und die Kulturtheorien«, in: Günter Burkart/Gunter Runkel (Hrsg.), *Luhmann und die Kulturtheorie*, Frankfurt a. M. 2004, S. 213–240.

4 Vgl. Ernesto Laclau, *Emanzipation und Differenz*, Wien 2002; Oliver Marchart, *Das unmögliche Objekt. Eine postfundamentalistische Theorie der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 2013.

5 Vgl. nur Peter Fuchs, *Moderne Kommunikation. Zur Theorie des operativen Displacements*, Frankfurt a. M. 1993, S. 198ff.; Urs Stäheli, »System: Unentscheidbarkeit und Differenz«, in: Stephan Moebius/Andreas Reckwitz (Hrsg.), *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2008, S. 108–123.

6 Vgl. etwa Niklas Luhmann, *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?*, Opladen 1986; ders., »Distinctions directrices. Über die Codierung von Semantiken und Systemen«, in: Friedhelm Neidhardt/M. Rainer Lepsius/Johannes Weiss (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft (Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27)*, Opladen 1986, S. 145–161.

emplarischen und dem Figurativen stets den Vorrang vor allzu strenger Systematik und Begriffshermetik zu geben. Handelt es sich also um ein Missverständnis, eine schlichte Fehlrezeption? Oder hat man es mit jenem »Unsinn<sup>7</sup> zu tun, den Luhmann nach eigener Auskunft in jedem seiner Bücher versteckt hat?

Beide Fragen sollen hier verneint werden. Meine im Folgenden zu entfaltende These lautet: Die Figur des Parasiten erlaubt es der Systemtheorie, Grenzen und die durch sie hervorgebrachten Ordnungseffekte komplexer zu denken, als es das gängige Bild einer Demarkationslinie suggeriert. Für die Theorie maßgebliche Unterscheidungen, wie die zwischen System und Umwelt, Inklusion und Exklusion, Positivwert und Negativwert eines Codes, werden so in einer nicht-binären, mehrwertigen Weise reformulierbar. Jede Grenzziehung eröffnet demnach die Möglichkeit ihrer parasitären Subversion, die jene zugleich bestätigt und zurückweist. Ja, mehr noch: Am Beginn eines Grenzverlaufs treten notwendigerweise parasitäre Verunreinigungen auf, die auf ein Außen der Grenze verweisen (nicht auf die Außenseite der Innenseite einer Grenze, sondern auf das Außen der in Frage stehenden Grenze zwischen Innen und Außen). Der Parasit erhöht Ordnung und Unordnung, Negentropie und Entropie gleichermaßen. Nicht die Logik eines Nullsummenspiels, sondern ein wechselseitiges Steigerungsverhältnis beschreibt deren Zusammenhang.

Die systemtheoretische Aneignung der Figur des Parasiten gestaltet sich bei genauerer Betrachtung alles andere als unproblematisch, greift sie doch tief in die Mechanik der Theorie ein. Gegen Luhmanns häufig unsystematisch und oberflächlich bleibenden Bezugnahmen auf Serres ist zu betonen, dass sich der Parasit nicht bruchlos in das systemtheoretische Begriffsgefüge integrieren lässt. Insbesondere muss die operative Schließung eines Systems komplexer gedacht werden. Der vorliegende Aufsatz versucht dieses Problem zumindest im Ansatz zu skizzieren und mögliche Lösungswege aufzuzeigen. Hierbei geht es mir weniger um eine werkgeschichtliche Rekonstruktion als vielmehr um eine systematische Suchbewegung, welche in dem von Luhmann entworfenen Theoriegebäude nach Anschlussstellen für die Figur des Parasiten fahndet. Die Argumentation kann sich auf die bereits vorliegende Forschungsliteratur stützen, ohne deswegen jeden Vorschlag aufgreifen zu müssen.<sup>8</sup>

<sup>7</sup> Niklas Luhmann, »Biographie im Interview. Gespräch am 8. Januar 1996 in Oerlinghausen«, in: Detlef Horster, *Niklas Luhmann*, München 1997, S. 25–47, hier: S. 46.

<sup>8</sup> Vgl. u. a. Niklas Luhmann, »Kausalität im Süden«, in: *Soziale Systeme* 1 (1), 1995, S. 9–28; Urs Stäheli, »From Victimology towards Parasitology. A Systems Theoretical Reading of the Function of Exclusion«, in: *Recherches sociologiques* 27 (2), 1996, S. 59–80; Armin Nassehi, »Eliten als Differenzierungsparasiten. Skizze

In diesem Sinne verstehen sich die folgenden Ausführungen als ein Beitrag zu einer weiteren Öffnung der Systemtheorie für poststrukturealistische Theoriefiguren, die es in einer nicht-trivialisierenden Weise zu integrieren gilt.<sup>9</sup>

## Eine Kunst der Grenzvermessung

Luhmann begreift Systembildung als einen Prozess der ›Ausdifferenzierung‹ – ein Begriff, der in mindestens zweierlei Hinsicht missverständlich ist: Erstens wird er häufig mit zunehmender Innendifferenzierung verwechselt. Zweitens suggeriert er, dass bereits eine Umwelt vorliegt, aus der sich dann ein System ›herausdifferenzieren‹ kann. Beides ist aber nicht der Fall. Ausdifferenzierung bedeutet vielmehr, dass sich ein System gegen eine Umwelt schließt, also eine Grenze in die Welt einschreibt, an der es seine Operationen orientieren kann.<sup>10</sup> System und Umwelt sind daher sowohl gleichursprünglich wie gleichähnlich. Und wenn Luhmann gelegentlich das System als Einheit der Differenz von System und Umwelt bezeichnet, so ist dies kein Verstoß gegen logisch gebotene Begriffshierarchien, sondern ein Verweis darauf, wer hier den aktiven Part übernimmt: Das System zieht die Grenze zu seiner Umwelt, nicht umgekehrt.<sup>11</sup> Ist ein System nicht mehr in der Lage, die Grenze zu seiner Umwelt zu reproduzieren, so löst es sich auf. Staaten können zusammenbrechen, Ehen geschieden werden, Firmen pleitegehen, Gespräche enden. Das Auflösen einer System/Umwelt-Differenz lässt sich als Entdifferenzierung beschreiben.

Zwischen System und Umwelt herrscht ein Komplexitätsgefälle. Im operativen Außen existieren stets mehr Elemente mit entsprechend selektiver Relationierung als im Systeminneren. Die Umwelt ist daher schwächer integriert als das System, das seine Einheit wahren muss,

eines Forschungsprogramms«, in: Ronald Hitzler/Stefan Hornbostel/Cornelia Mohr (Hrsg.), *Elitenmacht*, Wiesbaden 2004, S. 25–41; Wolfgang Ludwig Schneider/Isabel Kusche, »Parasitäre Netzwerke in Wissenschaft und Politik«, in: Michael Bommes/Veronika Tacke (Hrsg.), *Netzwerke in der funktional differenzierten Gesellschaft*, Wiesbaden 2010, S. 173–210.

<sup>9</sup> Vgl. für wichtige Studien in dieser Richtung Urs Stäheli, *Sinnzusammenbrüche. Eine dekonstruktive Lektüre von Niklas Luhmanns Systemtheorie*, Weilerswist 2003; Sven Opitz, *An der Grenze des Rechts. Inklusion/Exklusion im Zeichen der Sicherheit*, Weilerswist 2012.

<sup>10</sup> Vgl. Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1997, S. 595ff.

<sup>11</sup> Auf die damit einhergehende Frage nach der ersten, letztlich unmöglichen Operation komme ich gleich zurück.

möchte es fortbestehen.<sup>12</sup> Gleichwohl können Systeme innerhalb ihrer Grenzen hohe Grade an Komplexität aufbauen. Ein zentraler Mechanismus ist hierbei die Systemdifferenzierung, das meint die Wiederholung von Systembildung innerhalb eines Systems. Im Unterschied zu klassischen Vorstellungen von Differenzierung begreift Luhmann diese nicht als Dekomposition eines gegebenen Ganzen in seine Teile, sondern als das unvorhersehbare Entstehen neuer Ordnung. Die These einer Summenkonstanz wird zurückgewiesen.<sup>13</sup> Systeme können demnach Komplexität aufbauen, indem sie in sich neue Grenzen etablieren, die zu Teilsystemen und systeminternen Umwelten führen. Mit der übergreifenden Systemeinheit weisen die Subsysteme eine gemeinsame Außengrenze auf, wenngleich sie untereinander in einem Verhältnis relativer Indifferenz stehen. Dies kann anhand der Disziplinendifferenzierung moderner Wissenschaft erläutert werden:<sup>14</sup> Da jede Wissenschaftsdisziplin Teilsystem eines Gesamtsystems ist, muss sie sich fragen lassen, inwiefern ihre Kommunikationen einerseits einen Beitrag zum wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn leisten und sie andererseits so speziell sind, dass sie nur innerhalb eines gesonderten Fachs möglich werden. Ist eine Disziplin nicht mehr in der Lage, überzeugende Antworten auf beide Fragen zu liefern, wird sie Schwierigkeiten mit ihrer doppelten Grenzziehung bekommen.

Durch den Mechanismus der Systemdifferenzierung entstehen somit Innendifferenzierungen. Es kommt zu einer Verschachtelung von Systemen im Sinne einer ›Mehrstufigkeit‹.<sup>15</sup> Systeme können demnach als komplexe Ordnungsgefüge begriffen werden, die sich gegen eine überkomplexe Umwelt begrenzen müssen. Die Unordnung wird dann in die Umwelt verbannt; sie ist für das System allenfalls als Irritation erfahrbar.<sup>16</sup> Doch verhält es sich tatsächlich so eindeutig? Lassen sich in Luhmanns Schriften nicht auch Hinweise für eine komplexere Verhältnisbestimmung von Ordnung und Unordnung finden, die es erlaubt, operative Schließung anders zu denken und so Brücken zu Serres' Figur des Parasiten zu schlagen?

<sup>12</sup> Vgl. Niklas Luhmann, »Haltlose Komplexität«, in: ders., *Soziologische Aufklärung 5. Konstruktivistische Perspektiven*, Wiesbaden 2009, S. 58–74.

<sup>13</sup> Vgl. Niklas Luhmann, *Einführung in die Theorie der Gesellschaft*, hrsg. v. Dirk Baecker, Heidelberg 2005, S. 235–360.

<sup>14</sup> Vgl. umfassend dazu Rudolf Stichweh, *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen. Physik in Deutschland 1740–1890*, Frankfurt a. M. 1984.

<sup>15</sup> Siehe zu diesem Begriff Niklas Luhmann, *Politische Soziologie*, hrsg. v. André Kieserling, Berlin 2010, S. 61f.

<sup>16</sup> Vgl. Andreas Folkers/Il-Tschung Lim, »Irrtum und Irritation. Für eine kleine Soziologie der Krise nach Foucault und Luhmann«, in: Behemoth 7 (1), 2014, S. 48–69.

Der Begriff des ›Fundierungsparadoxes‹ bietet hierzu eine interessante Möglichkeit.<sup>17</sup> Fundierungsparadoxien treten immer dann auf, wenn Systeme versuchen mit den eigenen Mitteln ihre Ausdifferenzierung zu begründen. Die Kategorien, die begründet werden sollen, werden dann zur Begründung herangezogen. Daher weisen die entsprechenden Gründungserzählungen entweder logische Fehler oder markante Lücken auf.<sup>18</sup> Die Legitimation von Rechten durch den Rekurs auf erlittenes Unrecht unterstellt, dass die Rechte schon vor ihrer Einsetzung existierten, denn sonst hätte es kein Unrecht geben können.<sup>19</sup> Die Gründung einer Organisation markiert ihre allererste Entscheidung, auch wenn sie diese Entscheidung gar nicht treffen konnte, da sie noch nicht gegründet war.<sup>20</sup> Versuchen Interaktionssysteme zu klären, ob die Kommunikation unter Anwesenden bereits begonnen hat, treten ähnliche Probleme auf. Um diesen zu entgehen, existieren Begrüßungsrituale, die den Beginn einer Interaktion anzeigen sollen, hierbei aber voraussetzen müssen, dass die Interaktionsteilnehmer bereits ein gemeinsames Wahrnehmungsfeld teilen – also schon interagieren.<sup>21</sup> Kurzum, jedes System gründet auf einem für das System selbst nicht zugänglichen Grund.<sup>22</sup>

In genetischer Perspektive zeigen sich Fundierungsparadoxien als unreine Anfänge.<sup>23</sup> Die erste Operation eines Systems ist stets unscharf.

<sup>17</sup> Vgl. Niklas Luhmann, »Sthenographie und Euryalistik«, in: Hans Ulrich Gumbrecht/Karl Ludwig Pfeiffer (Hrsg.), *Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie*, Frankfurt a. M. 1991, S. 58–82.

<sup>18</sup> Vgl. Albrecht Koschorke, »Zur Logik kultureller Gründungserzählungen«, in: *Zeitschrift für Ideengeschichte* 2 (1), 2007, S. 5–12.

<sup>19</sup> Vgl. Niklas Luhmann, »Am Anfang war kein Unrecht«, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 3, Frankfurt a. M. 1993, S. 11–64; ders., »Das Paradox der Menschenrechte und drei Formen seiner Entfaltung«, in: ders., *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*, Wiesbaden 2009, S. 218–225. Siehe ferner Jacques Derrida, *Gesetzeskraft. Der mystische Grund der Autorität*, Frankfurt a. M. 2013.

<sup>20</sup> Vgl. Niklas Luhmann, *Organisation und Entscheidung*, Wiesbaden 2011, S. 123–151.

<sup>21</sup> Vgl. André Kieserling, *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*, Frankfurt a. M. 1999, S. 110–146.

<sup>22</sup> Dieses Problem existiert bereits auf der Ebene jeder einzelnen Form, Beobachtung, Operation: Versucht eine Form mit der eigenen Unterscheidung die Einheit der Unterscheidung zu bestimmen, möchte eine Beobachtung sich selbst hinsichtlich ihres blinden Flecks beobachten, und strebt eine Operation danach, sich selbst zu bewirken, so entsteht eine Paradoxie. Das ist nur eine andere Weise zu sagen, dass keine Form, Beobachtung, Operation sich vollständig schließen kann. Stets gibt es eine teilweise Öffnung zu einem Außen, die die Schließung unterbricht.

<sup>23</sup> Vgl. zum Problem des Anfangs in der Systemtheorie Albrecht Koschorke, »Die Grenzen des Systems und die Rhetorik der Systemtheorie«, in: ders./Cornelia

Sie oszilliert zwischen einem Außen, das noch nicht Umwelt geworden ist, und einem Innen, das noch nicht System geworden ist. Dennoch ereignet sie sich empirisch in der wirklichen Welt. Sie vollzieht sich als Übergang zwischen einem Nicht-mehr und einem Noch-nicht. In der retrospektiven Umschrift des Systems<sup>24</sup> markiert die erste Operation die unmögliche Selbstsetzung des Systems, die faktisch dennoch möglich war, da sie von einer bereits existierenden Welt getragen wurde. Mit anderen Worten: Ein System kann seine Ausdifferenzierung gar nicht selbst angestoßen haben, auch wenn es die anfängliche Unreinheit im Nachhinein zu vergessen trachtet. Die Bedingung der Möglichkeit eines Systems wurde nicht vom System selbst generiert. Das wäre der unmögliche Übergang von null zu eins, von nichts zu etwas.

Im Umkehrschluss muss das nicht zwangsläufig zu einem ebenfalls fragwürdigen Reduktionismus führen, der keine qualitativen Übergänge denken kann. Luhmann bietet hierzu eine Alternative: eine moderate Emergenzthese. Denn es müssen stets schon Systeme ausdifferenziert sein, welche die Ausdifferenzierung neuer Systeme als eine Art »Realitätsunterbau«<sup>25</sup> tragen. Luhmann hat dieses Problem als ›mutualistische‹ beziehungsweise ›multiple Konstitution‹ auf den Begriff gebracht.<sup>26</sup> Für soziale Systeme bedeutet dies: Damit doppelte Kontingenzen entstehen kann, bedarf es mindestens zweier personalisierbarer Sinnssysteme – Ego und Alter –, welche ihre Verhaltenselektionen wechselseitig voneinander abhängig machen und dabei unterstellen, dass weder die eigenen noch die fremden Selektionen vollständig determiniert sind. Ego und Alter sind daher die mundane Möglichkeitsbedingung für die Ausdifferenzierung eines neuen Sozialsystems, das als »emergente Ebene des Zwischen-systemkontakts«<sup>27</sup> zu begreifen ist.

Luhmanns differenzierungstheoretisches Vorgehen gleicht somit dem einer Grenzvermessung: Schritt für Schritt werden Systemgrenzen abgegangen, um sie in ihrer sozialen, sachlichen, zeitlichen (und leider viel zu selten auch räumlichen) Dimension zu beschreiben. An seinem Beginn verwirrt sich jedoch der Grenzverlauf. Die Theorie stößt dann auf eine merkwürdige Kreuzung der behutsam abgeschrittenen Systemgrenze mit anderen Systemgrenzen. Die Verwirrung der Linienführung schafft eine uneindeutige Situation, in der Raum für Neues entsteht. Die erste Operation eines Systems kann daher als das ausgeschlossene,

Vismann (Hrsg.), *Widerstände der Systemtheorie. Kulturtheoretische Überlegungen zum Werk Niklas Luhmanns*, Berlin 1999, S. 49–60.

<sup>24</sup> Siehe dazu Peter Fuchs, *Die Umschrift. Zwei kommunikationstheoretische Studien: ›japanische Kommunikation‹ und ›Autismus‹*, Frankfurt a. M. 1995.

<sup>25</sup> Luhmann, *Soziale Systeme*, S. 43, 97.

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S. 65ff., 157, 188, 191f., 333.

<sup>27</sup> Ebd., S. 159.

eingeschlossene Dritte derjenigen Systeme verstanden werden, welche die Ausdifferenzierung ermöglicht haben. Neue Ordnungen zeichnen sich stets an der Grenze bereits bestehender Ordnungen ab. Jedes System entsteht in einer Nische.

### Was sich der Grenzziehung nicht fügt

Genau an dieser Stelle setzt Serres mit der Figur des Parasiten an. Sein methodisches Vorgehen begreift er denn auch nicht als Grenzvermessung, sondern als *randonnée*, was so viel wie ein Umherwandern, eine »interessante Reise«<sup>28</sup> bedeutet. Demnach soll all den Momenten nachgegangen werden, die sich einer Grenzziehung nicht fügen, auch wenn sie auf diese verwiesen bleiben. Serres versucht zu zeigen, »[d]aß es überall Unterbrecher gibt, die mit großem Aufwand daran arbeiten abzuzweigen und zu unterschlagen, was da über die Wege wandert. Die Bezeichnung, die man diesen verbreiteten und vielfältigen Aktivitäten zumeist beilegt, lautet Parasitentum, und ich fürchte, es ist die gewöhnlichste Sache von der Welt.«<sup>29</sup> Jede Ordnung weist somit Löcher und Risse auf, die es sichtbar zu machen gilt. Eine vollständige Schließung, ein perfektes System kann es nicht geben. Aber umgekehrt ist ebenso richtig, dass das Loch einen Rand und der Riss einen Körper voraussetzt. Ordnung und Unordnung verschränken sich notwendigerweise ineinander – so die These. Doch was hat es mit dem Begriff des ›Parasiten‹ auf sich, der zumeist äußerst negative Konnotationen trägt? Wie möchte ihn Serres stattdessen verstanden wissen? Und inwiefern kann die Systemtheorie die Serres'sche Argumentation für sich fruchtbar machen?

Der griechischen Herkunftsbedeutung folgend, meint der Parasit einen Mitesser. Das Wort bezeichnet jemanden, der sich aus einer Nebenposition heraus (*pará*) ernährt (*sitos*). In der klassischen Antike wurden zunächst die Inhaber eines religiösen Amtes mit diesem Ausdruck belegt; das war insbesondere bei den in Attika beheimateten Kulten der Fall. Als Vertreter ihrer Polis hatten die Parasiten das Opfermahl mit den Göttern zu verspeisen. Seit Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. erhielt der Begriff Einzug in die attische Theaterwelt, wodurch er eine Umwertung erfuhr. Als ›Parasit‹ wurde nunmehr eine Bühnenfigur bezeichnet, die sich als ungeladener Gast einen Platz an der Tafel anderer Leute zu verschaffen suchte.<sup>30</sup> Zu einem biologischen Terminus wurde der Be-

<sup>28</sup> Michel Serres, *Der Parasit*, Frankfurt a. M. 1987, S. 15.

<sup>29</sup> Ebd., S. 24.

<sup>30</sup> Vgl. Heinz-Günther Nesselrath, »Parasit«, in: *Der Neue Pauly*; Ulrich Enzensberger, *Parasiten. Ein Sachbuch*, Frankfurt a. M. 2001, S. 11–72; Matthias J. Pernerstorfer, »Prolegomena zu einer Kulturgeschichte des Parasiten in der

griff erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts, bevor er verstärkt im 19. Jahrhundert in medizinischen Diskursen zu zirkulieren begann. Parallel kam es zu einem abermaligen Bezug auf die Sozialwelt.<sup>31</sup> Unter anderem verbreitete sich die Rede vom jüdischen Parasiten – ein Motiv, das im Nationalsozialismus den Ausschluss, die Vertreibung und den Mord von Millionen Juden zu legitimieren half. Und auch heutzutage finden sich in öffentlichen Debatten stark abwertende Klagen über ‚Schmarotzer‘ und ‚Sozialparasiten‘, welche der Allgemeinheit schadeten.<sup>32</sup>

Michel Serres‘ Buch *Der Parasit* markiert eine abermalige Wende in der Geschichte des Begriffs, zeigt die vorgestellte Argumentation doch auf, dass parasitäre Verunreinigungen ein allgemeines und letztlich unvermeidbares Phänomen sind. Auf jedem Ordnungsniveau existieren Parasiten, die von Serres als die Rückkehr des Ausgeschlossenen ins Innere beschrieben werden. Überall dort, wo ein ordnungsbildender Ausschluss stattfindet, können sie vorkommen. Diese These ist durchaus als eine Kritik zu lesen: Wenn die parasitäre Störung den Normalfall bildet, verlieren unterkomplexe Reinheitsvorstellungen ihre Überzeugungskraft. Die Figur des Parasiten erweist sich so als ein Sinnbild für die Verschränkung von Ordnung und Unordnung.<sup>33</sup> Ob es sich hierbei um Maschinen, Organismen, Psychen, Sozialstrukturen oder logische Formen handelt, ist zunächst nicht weiter relevant. Serres‘ Parasit setzt ähnlich allgemein an wie Luhmanns System. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass die beiden Zugänge miteinander kompatibel sind und in gewisser Hinsicht einander implizieren.<sup>34</sup> »Kein System ohne Parasit«,<sup>35</sup> heißt es apodiktisch bei Serres, der seine Überlegungen ebenfalls in einem informations-, evolutions- und systemtheoretischen Rahmen entwickelt. »Aber auch, kein Parasit ohne System«, ließe sich im Geiste Luhmanns ergänzen.

Wie Petra Gehring betont, präsentiert Serres die Figur des Parasiten mithilfe einer Vielzahl von Figuren.<sup>36</sup> Damit soll gesagt sein, dass an-

griechisch-römischen Komödie«, in: *Literatur- und Theatersoziologie* 7, 2012, S. 99–116.

<sup>31</sup> Vgl. zur interdiskursiven Zirkulation der Parasitenmetapher um 1900 Eva Joach, *Krebszelle und Zellenstaat. Zur medizinischen und politischen Metaphorik in Rudolf Virchows Zellularpathologie*, Freiburg i. Br. 2008, S. 227–331.

<sup>32</sup> Vgl. Enzensberger, *Parasiten*, S. 92–275; Andreas Musolff, »Metaphorische Parasiten und ›parasitäre‹ Metaphern: Semantische Wechselwirkungen zwischen politischem und naturwissenschaftlichem Vokabular«, in: Matthias Junge (Hrsg.), *Metapher und Gesellschaft. Die Bedeutung der Orientierung durch Metaphern*, Wiesbaden 2011, S. 105–119.

<sup>33</sup> Vgl. Serres, *Der Parasit*, S. 131.

<sup>34</sup> Vgl. Stäheli, »From Victimology towards Parasitology«.

<sup>35</sup> Serres, *Der Parasit*, S. 26.

<sup>36</sup> Vgl. Petra Gehring, »Der Parasit. Figurenfülle und strenge Permutation«, in:

hand einer Fülle von literarischen Versatzstücken, philosophischen Theoremen, kulturellen Formen, naturwissenschaftlichen Phänomenen und anderem mehr ein allgemeines Ordnungsproblem thematisiert wird – ein Problem, das all diese besonderen Bereiche übergreift und in ein Kontinuum stellt. Der Parasit ist überall zu finden, wenn auch immer anders. Ebenso vielfältig sind die Figuren, die Serres anführt, um letztlich ein gemeinsames Grundmotiv aufzuscheinen zu lassen. Die Systemtheorie Luhmanns kann jedoch bei einer solch figurativen Darstellung nicht verbleiben. Sie ist durch und durch auf Theorie ‚geeicht‘, sofern man darunter eine Menge aufeinander abgestimmter Begriffe versteht, die eine kontrollierte Mustererkennung erlauben. Daher sollen im Folgenden zunächst vier Elemente der Serres'schen Figur des Parasiten herauspräpariert werden, die so etwas wie das Grundgerüst bilden, bevor im Anschluss daran zu fragen ist, wie sich dieses in einem systemtheoretischen Begriff neu fassen lässt.

- (a) Der Parasit ist erstens durch Paradoxalität gekennzeichnet. Mit einer Formulierung Serres' kann er als der »ausgeschlossene, eingeschlossene Dritte«<sup>37</sup> beschrieben werden. Dies ist keine Wortspielerei, sondern der Versuch einer schwierigen Verhältnisbestimmung. Der Parasit meint eine eigentümliche Relation zu einer Relation, genauer: Als nicht vorgesehener Dritter nährt er sich von einem bestehenden Produktions- oder Austauschverhältnis, das er zugleich bestätigt wie zurückweist. Die parasitäre Relation akzeptiert und unterläuft die Wirtsrelation.<sup>38</sup> Auf diese Weise kommt Rauschen in das System, dessen Grenzen werden brüchig und uneindeutig.<sup>39</sup> Die Stadtratte hat ihren Vetter die Landratte zum Mahl eingeladen – so das Eingangsbeispiel Serres' –, verspeist werden die Lebensmittel des Steuerpächters, der sich selbst seinen Teil vom Produzenten abgezweigt hat. Der Parasit ist der ungebetene Gast, der mitisst. Er ist der Ausgeschlossene, der ins Innere zurückkehrt.<sup>40</sup> Daraus resultiert seine Unruhe: Schon beim ersten Knarren der Tür rennen die Ratten auseinander, in der Angst entdeckt zu werden.
- (b) Zweitens ist die parasitäre Beziehung einseitig ausgerichtet. Der eine nimmt, ohne zu geben. Der andere gibt, ohne einen Gegenwert zu erhalten. »Parasitär nenne ich eben dieses Halbleiterphänomen, dies

Eva Eßlinger et al. (Hrsg.), *Die Figur des Dritten. Ein kulturwissenschaftliches Paradigma*, Frankfurt a. M. 2010, S. 180–192.

<sup>37</sup> Serres, *Der Parasit*, S. 41ff.

<sup>38</sup> Vgl. ebd., S. 29.

<sup>39</sup> Benötigt wird daher eine nicht-klassische Logik, die mit Paradoxien und Unschärfen umgehen kann. Vgl. Serres, *Der Parasit*, S. 88f.

<sup>40</sup> Vgl. ebd., S. 118f., 226.

Ventil, diesen einfachen Pfeil, diese Beziehung, die nur eine Richtung kennt.«<sup>41</sup> Der Parasit unterbricht jede Reziprozität. Ohne Gegenleistung eignet er sich ein Gut an, das andere hergestellt haben. Produktions- und Tauschlogik liegen dem Parasiten fern, auch wenn er funktionierende Produktions- und Tauschverhältnisse voraussetzt. In gewisser Weise verkörpert er das Gegenmodell zur Gabe: das reine Nehmen. Und falls der Parasit doch einmal tauschen sollte, so wechselt er die Münzart. Das Speisen an der Tafel anderer Leute wird mit Scherzen und Geschichten beglichen. Der Parasit ›diagnosiert‹ den Tausch.<sup>42</sup>

- (c) Die Figur des Parasiten beschreibt drittens einen reflexiven Mechanismus.<sup>43</sup> Parasitäre Ordnungen sind parasitierbare Ordnungen: Des einen Laus ist des anderen Wirt. Parasiten unterwandern nicht nur Grenzen, sie verfügen auch über eigene; dies macht sie zum möglichen Gegenstand von Grenzverletzungen. ›Parasitär‹ bezeichnet somit keine ontologische Eigenschaft, sondern eine relationale Position. Der Steuerpächter nährt sich vom Produzenten, die Stadtratte findet ihre Speisen in der Kammer des Steuerpächters, die Landratte schmarotzt bei ihrem Vetter in der Stadt. Zusammen bilden sie eine parasitäre Kaskade, eine Kette von »aufeinandergepropften Parasiten«,<sup>44</sup> in der jeder versucht, der letzte zu sein. Die eigenen Grenzen sollen intakt bleiben, auch wenn an denen der anderen fleißig genagt wird. Gleichzeitig ist es attraktiv, möglichst nah an der Produktionsquelle zu sitzen, obgleich dadurch die Gefahr steigt, selbst zum Ziel parasitärer Unterwanderungen zu werden. Das Ergebnis ist eine nicht still zu stellende Dynamik in der parasitären Kaskade. Fortwährend vollziehen sich Positionswechsel.<sup>45</sup>
- (d) Viertens lässt sich nicht immer eindeutig und verbindlich entscheiden, wer *l'hôte* im Sinne von Wirt und wer *l'hôte* im Sinne von Gast ist.<sup>46</sup> Das Französische ist in diesem Punkt genauso unentschieden wie die Sache, die es zur Sprache bringt. Die Verortung des parasitären Rauschens ist somit abhängig von der »Stellung des Beobachters«,<sup>47</sup> der Parasit ist an eine Perspektive gebunden. Serres führt hierzu das Beispiel einer Abendgesellschaft an, bei der die

<sup>41</sup> Ebd., S. 14.

<sup>42</sup> Vgl. Serres, *Der Parasit*, S. 57–65.

<sup>43</sup> Das meint einen Mechanismus, der auf sich selbst anwendbar ist. Vgl. Niklas Luhmann, »Reflexive Mechanismen«, in: ders., *Soziologische Aufklärung I. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Wiesbaden 2009, S. 116–142.

<sup>44</sup> Serres, *Der Parasit*, S. 25.

<sup>45</sup> Vgl. ebd., S. 82.

<sup>46</sup> Vgl. ebd., S. 31ff.

<sup>47</sup> Ebd., S. 102.

Unterhaltung der Gäste durch das Klingeln des Telefons kurzfristig unterbrochen wird: »Sobald ich das Gespräch aufnehme, setzt die Unterhaltung an der Festtafel wieder ein, sie wird zum Lärm, zum Rauschen, für das neue Wir. Das System schaukelt. Nähert sich mich wieder der Tafel, so wird der Lärm nach und nach wieder zur Konversation.«<sup>48</sup> Was Lärm und was Information ist, wird von der Position des Hörers im Raum mitbestimmt. Wer produziert und wer konsumiert, wer nimmt und wem genommen wird, in welche Richtung die parasitäre Kaskade also verläuft, ist nur durch die Angabe einer kontingenten Beobachterposition zu klären. Unterschiedliche Zuordnungen können die Folge sein.

Mit seinen vier Grundmerkmalen – Paradoxalität, Einseitigkeit, Reflexivität, Perspektivität – verweist der Parasit auf Relationen und Grenzen, die er sowohl bestätigt als auch zurückweist. Ordnung und Unordnung werden von ihm gleichermaßen gestiftet. Systemtheoretisch lässt sich dieser Gedanke wie folgt reformulieren:<sup>49</sup> Parasitäre Relationen können überall dort entstehen, wo sich Elemente zu einem System verknüpfen.<sup>50</sup> Jede Ausdifferenzierung einer System/Umwelt-Differenz ermöglicht das Einnisten spezifischer Parasiten, welche die Grenzziehung konsolidieren und unterlaufen. Es handelt sich dann weder um eine reibungslose Differenzierung noch um eine vollständige Entdifferenzierung. Der Parasit sperrt sich gegen eine solch eindeutige Zuordnung. Er operiert paradox, da er sich eine etablierte System/Umwelt-Grenze zunutze macht, sie aber zugleich verwirrt. Die Grenze verschwimmt, sie wird uneindeutig, brüchig, durchlässig. Die volle operative Schließung des Systems wird dadurch verhindert, auch wenn eine ausreichend starke Schließungsbewegung vorausgesetzt bleibt. Der Parasit ist das Dritte zwischen Differenzierung und Entdifferenzierung.

Diese abstrakte, formal ansetzende Begriffsbestimmung eignet sich für Spezifizierungen in mehrere Richtungen. Zunächst ist sie hinsicht-

<sup>48</sup> Ebd.

<sup>49</sup> Die folgende Begriffsbestimmung orientiert sich an der System/Umwelt-Differenz. Der Formbegriff im Anschluss an George Spencer-Brown ließe eine noch allgemeinere Bestimmung des Parasiten zu, da Systemdifferenzierung ein Sonderfall von Formdifferenzierung ist (vgl. Athanasios Karafillidis, *Soziale Formen. Fortführung eines soziologischen Programms*, Bielefeld 2010, S. 243–347). Demnach sind nicht nur ganze Systeme, sondern auch sachliche, soziale, zeitliche und räumliche Differenzierungen unterhalb der Systemschwelle parasitierbar.

<sup>50</sup> Die Letztelemente eines Systems können durch einen Beobachter selbst wiederum als eine Relationierung von Elementen auf einem niedrigeren Emergenzniveau dekomponiert werden. Systeme erweisen sich so als eine Relationierung von Relationen. Vgl. Luhmann, *Soziale Systeme*, S. 41ff.

lich verschiedener Systemtypen zu konkretisieren. Technische, biologische, psychische und soziale Parasiten besitzen einen jeweils anderen Charakter, da es sich um verschiedenartige Formen von Operation und Grenzziehung handelt, auf die sie bezogen sind. In der soziologischen Diskussion wurden bislang vor allem codierte Sozialsysteme betrachtet.<sup>51</sup> Aber auch nicht-codierte Systeme sind parasitierbar, weshalb die obige Begriffsbestimmung ihren Ausgang vom allgemeineren Problem der Grenzziehung genommen hat. Codierung ist nur eine Möglichkeit, wie sich ein System operativ schließen kann. Ferner bedarf weiterer Klärung, inwiefern Parasiten notwendigerweise auftreten, was von Serres immer wieder nahegelegt wird. Zwar leuchtet es intuitiv ein, dass die Wahrscheinlichkeit von parasitären Grenzverunreinigungen mit der Zeit zunimmt, worauf auch der Entropiegedanke verweist.<sup>52</sup> Ebenfalls besitzt die erste Operation eines Systems, wie bereits gezeigt wurde, stets einen parasitären Charakter (und damit in abgeschwächter Form alle weiteren Operationen, die an ihr anschließen). Dennoch ist das Auftreten einer solchen Operation nicht notwendig, sondern mit einem Wahrscheinlichkeitswert versehen, der kleiner ist als eins. Es wäre dann nach den Bedingungen zu fragen, die das Auftreten einer parasitären Verunreinigung wahrscheinlich oder unwahrscheinlich werden lassen. Ebenso ist zu unterscheiden, ob Parasiten situativ anfallen oder sich verstetigen und zu eigener Systembildung führen.<sup>53</sup> Hierbei kann vermutet werden, dass ein enger Zusammenhang zwischen dem Grad an Ausdifferenzierung einer parasitären Relation und der Wahrscheinlichkeit ihrer neuerlichen parasitären Unterwanderung besteht.

Das sind einige der Grundprobleme einer – wenn man so möchte – systemtheoretischen Parasitenkunde. Auch wenn der vorliegende Aufsatz eine solche nicht voll entfalten kann, soll doch im Folgenden ihr gesellschaftstheoretisches Potenzial aufgezeigt werden. Da es sich bei der von Luhmann entwickelten Systemtheorie, trotz aller Ausgriffe in andere Disziplinen, im Kern um einen Beitrag zum soziologischen Erkenntnisgewinn handelt, hat sich der Begriff des ›Parasiten‹ nicht zuletzt für das Gesellschaftssystem als instruktiv zu erweisen. Denn mit diesem ist das umfassende Sozialsystem angesprochen, das die Freiheitsspielräume aller anderen Sozialsysteme konditioniert (nicht: determiniert). Der Be-

<sup>51</sup> Vgl. etwa Stäheli, *Sinnzusammenbrüche*, S. 303ff.; Wolfgang Ludwig Schneider, »Terrorismus und andere Parasiten. Ein systemtheoretischer Deutungsversuch der Initialphase des nordirischen Konflikts«, in: Thorsten Bonacker/Rainer Greshoff/Uwe Schimank (Hrsg.), *Sozialtheorien im Vergleich. Der Nordirlandkonflikt als Anwendungsfall*, Wiesbaden 2008, S. 181–203, hier: S. 181; Opitz, *An der Grenze des Rechts*, S. 251ff.

<sup>52</sup> Vgl. Serres, *Der Parasit*, S. 285ff.

<sup>53</sup> Vgl. Schneider, »Terrorismus und andere Parasiten«, S. 182.

griff des ›Parasiten‹, so die hier vertretene Auffassung, kann dabei helfen, Luhmanns Gesellschaftstheorie in ihrer Bauweise reichhaltiger und in ihrem Gegenstandsbezug angemessener zu gestalten.

## Die (Un-)Ordnung der Gesellschaft

Unter Gesellschaft versteht Luhmann das umfassende Sozialsystem, das alle anderen sozialen Systeme einschließt.<sup>54</sup> Daher besitzt die Systemgrenze der Gesellschaft, die an der Unterscheidung zwischen Kommunikation und Nicht-Kommunikation orientiert ist, für Interaktionen, Organisationen und Konflikte einen bindenden Charakter. Nur innerhalb der Gesellschaft können Gespräche stattfinden, Firmen ihre Kunden werben und Streitigkeiten ausgetragen werden.<sup>55</sup> Dennoch sind die hiermit angesprochenen Sozialsysteme nicht deckungsgleich mit dem Gesellschaftssystem, da ihre Grenzen deutlich enger gesteckt sind. Sie vollziehen Gesellschaft mit und bleiben trotzdem von ihr unterscheidbar.

Die moderne Gesellschaft sieht Luhmann durch einen Primat funktionaler Differenzierung gekennzeichnet.<sup>56</sup> Demnach gewinnt sie durch das Nebeneinander sachlich spezialisierter Subsysteme (wie Recht, Massenmedien, Politik, Kunst, Ökonomie, Wissenschaft, Erziehung) an Struktur. Die funktional differenzierten Teilsysteme sind füreinander nicht substituierbar und können in keine gesellschaftsweite Rangfolge gebracht werden – aber genau aus diesem Grund bleiben sie aufeinander verwiesen. Die Einheit der Gesellschaft besteht strukturell nur noch in der Differenz der Funktionssysteme. Es ist dieses Trennungsmuster, das den gesellschaftlichen Zusammenhang stiftet. Luhmanns gesamte Gesellschaftstheorie ist letztlich dem Versuch gewidmet, die These einer funktionalen Primärdifferenzierung der modernen Gesellschaft zu plausibilisieren. Ein Großteil der hierzu vorgetragenen Argumente vermag zu überzeugen. Dennoch existieren Probleme und offene Fragen, von denen insbesondere drei für den hier interessierenden Zusammenhang von Bedeutung sind.

<sup>54</sup> Vgl. Niklas Luhmann, »Gesellschaft«, in: ders., *Soziologische Aufklärung 1. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme*, Wiesbaden 2009, S. 173–193.

<sup>55</sup> Vgl. Niklas Luhmann, »Interaktion, Organisation, Gesellschaft«, in: ders., *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, Wiesbaden 2009, S. 9–24.

<sup>56</sup> Siehe neben Luhmanns umfassenden Monographien zu den meisten der Funktionsysteme auch Renate Mayntz/Bernd Rosewitz/Uwe Schimank (Hrsg.), *Differenzierung und Verselbstständigung. Zur Entwicklung gesellschaftlicher Teilsysteme*, Frankfurt a. M./New York 1988; Armin Nassehi, »Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik«, in: *Zeitschrift für Soziologie* 33 (2), 2004, S. 98–118.

Erstens vertritt die Systemtheorie die Auffassung, dass die moderne Gesellschaft als Weltgesellschaft ausdifferenziert ist.<sup>57</sup> Demnach gibt es weltweit nur noch ein einziges Gesellschaftssystem. Der Horizont füreinander erreichbarer Kommunikationen hat sich zu einem globalen ausgeweitet. Dieser Prozess beginnt mit der Frühen Neuzeit, unter anderem eingeleitet durch Kolonialismus und globale Arbeitsteilung, und setzt sich in der Moderne so weit durch, dass er vorerst als irreversibel erscheint. Die Rede von einer deutschen, pakistanischen oder brasilianischen Gesellschaft verliert damit ihre soziologische Berechtigung. In einigen späten Arbeiten hat Luhmann jedoch selbstkritisch Bedenken geäußert, ob die Weltgesellschaft tatsächlich mittels des Prinzips funktionaler Differenzierung adäquat beschrieben werden kann.<sup>58</sup> Einerseits kündige sich bereits eine Primärdifferenzierung der Weltgesellschaft nach Maßgabe der Unterscheidung zwischen Inklusion und Exklusion an; andererseits verhinderten parasitäre Netzwerke in der Semi-Peripherie der Weltgesellschaft die volle Realisierung funktionaler Differenzierung. Die von den Funktionssystemen und ihren Organisationen hervorgebrachten Produkte (wie politische Macht, ökonomischer Reichtum, mediale Aufmerksamkeit, rechtliche Entscheidungsgewalt) würden von klientelistischen, formal ausgeschlossenen Netzwerken angeeignet.<sup>59</sup> Was bei diesen Überlegungen letztlich auf dem Spiel steht, ist nichts weniger als die These von der funktionalen Primärdifferenzierung der Weltgesellschaft. Aller Wahrscheinlichkeit nach, so meine Vermutung, muss sie zugunsten von Beschreibungen aufgegeben werden, die historisch und regional deutlich feingliedriger ansetzen. Hierzu

<sup>57</sup> Vgl. Niklas Luhmann, »Die Weltgesellschaft«, in: ders., *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, Wiesbaden 2009, S. 63–88; Rudolf Stichweh, *Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen*, Frankfurt a. M. 2000; Jens Greve/Bettina Heintz, »Die ›Entdeckung‹ der Weltgesellschaft. Entstehung und Grenzen der Weltgesellschaftstheorie«, in: *Zeitschrift für Soziologie. Sonderheft „Weltgesellschaft“*, 2005, S. 89–119.

<sup>58</sup> Vgl. Niklas Luhmann, »Inklusion und Exklusion«, in: ders., *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch*, Wiesbaden 2009, S. 226–251; ders., »Jenseits von Barbarei«, in: ders., *Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissensoziologie der modernen Gesellschaft*, Bd. 4, Frankfurt a. M. 1999, S. 138–150; Luhmann, »Kausalität im Süden«.

<sup>59</sup> Vgl. Boris Holzer, »Wie ›modern‹ ist die Weltgesellschaft? Funktionale Differenzierung und ihre Alternativen«, in: *Soziale Systeme* 13 (1/2), 2007, S. 357–368; Klaus P. Japp, »Regionen und Differenzierung«, in: *Soziale Systeme* 13 (1/2), 2007, S. 185–195; Matthias Leanza, »Zentren und Ränder funktionaler Differenzierung. Niklas Luhmanns Theorie der modernen Gesellschaft«, in: Sina Farzin/Henning Laux (Hrsg.), *Gründungszenen soziologischer Theorie*, Wiesbaden 2014, S. 155–174.

könnte sich der Begriff des ›Parasiten‹ als fruchtbar erweisen, da er die ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹ thematisierbar macht.

Zweitens vernachlässigt Luhmanns Gesellschaftstheorie Phänomene und Mechanismen sozialer Ungleichheit in der Moderne. Stratifikation erscheint auf der Ebene des Gesellschaftssystems entweder als ein vormodernes Strukturmuster oder als eine nicht weiter zu beachtende Größe.<sup>60</sup> Die These einer funktionalen Primärdifferenzierung der Weltgesellschaft schließe, so Luhmann, die Existenz genuin moderner Stratifikationsformen nicht aus, seien für ganze Gesellschaftssysteme doch »Gemengelagen mehrerer Differenzierungsformen typisch«. Dennoch ließe sich zeigen, dass diese lediglich als »Nebenprodukte der Eigendynamik der Funktionssysteme« abfielen.<sup>61</sup> Selbst wenn man sich hierbei auf die Kernregionen funktionaler Differenzierung beschränkt, ist jedoch mehr als fraglich, ob eine solche Herangehensweise der Bedeutung sozialer Ungleichheit für die moderne Gesellschaft tatsächlich gerecht wird. Ist nicht vielmehr davon auszugehen, dass die Kategorien sozialer Ungleichheit (wie Klasse, Geschlecht, Ethnizität) unter den Bedingungen funktionaler Differenzierung zwar formal weitestgehend marginalisiert sind, aber gleichzeitig eine faktische Prägekraft für individuelle Karrieren und kollektive Lagen aufweisen?<sup>62</sup> Sollte die Antwort positiv ausfallen, könnte der Begriff des ›Parasiten‹ ein wichtiges Beschreibungsinstrumentarium liefern: Die Kategorien sozialer Ungleichheit stehen demnach in einem parasitären Verhältnis zu den Funktionssystemen der modernen Gesellschaft und ihren Organisationen. Die ungleich verteilten Ressourcen werden zwar von den primären Teilsystemen hergestellt, aber bisweilen nach Maßgabe von Kriterien verteilt, die

<sup>60</sup> Vgl. für diese Kritik Thomas Schwinn (Hrsg.), *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*, Frankfurt a. M. 2004; Markus Schroer, »Funktionale Differenzierung versus soziale Ungleichheit. Ein Beitrag zur Debatte über die Grundstruktur der modernen Gesellschaft«, in: Georg Kneer/Stephan Moebius (Hrsg.), *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*, Berlin 2010, S. 291–313.

<sup>61</sup> Vgl. Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, S. 612.

<sup>62</sup> Formale Marginalisierung soll heißen: Die Differenzierung nach Klassen, Geschlechtern und Ethnien ist in der modernen Gesellschaft so lange legitim, wie sie auf der Ebene der Interaktion verbleibt. Nur dürfen diese Kategorien nicht – von wenigen Ausnahmen abgesehen – für die Operationen von Funktionssystemen und Organisationen leitend sein, da mit ihnen Prozesse der Statuszuweisung verbunden sind. Dass es sich faktisch aber anders verhält, wie die empirische Ungleichheitsforschung immer wieder nachweist, macht das Skandalon dieser Kategorien aus. Vgl. dazu auch Adrian Itschert, *Jenseits des Leistungsprinzips. Soziale Ungleichheit in der funktional differenzierten Gesellschaft*, Bielefeld 2013.

durch diese Differenzierungsform ausgeschlossen sind.<sup>63</sup> Die Kategorien sozialer Ungleichheit sind daher weder vormoderne Relikte noch fügen sie sich bruchlos in die strukturelle Grundsignatur der Moderne. Eher sollten sie als »die dunkle Kehrseite der bewußten, klaren Organisation« begriffen werden, als »die dunklen Flecken des Systems«.<sup>64</sup> Dies kann auch über den Protest aufklären, der ihnen regelmäßig entgegengesetzt wird.

Drittens scheint es in der von Luhmann beschriebenen Gesellschaft keine Kriege zu geben. Zwar wird in historischen Einschüben gelegentlich auf kriegerische Konflikte verwiesen. Dennoch ist dieses für die Gesellschaftsgeschichte so wichtige Phänomen im Theoriegebäude nur unzureichend verankert, weshalb es weitestgehend unbegriffen bleiben muss. Wie Hans Joas und Wolfgang Knöbl herausgearbeitet haben, handelt es sich hierbei um ein allgemeines Problem der Soziologie, das keineswegs auf die Systemtheorie beschränkt ist.<sup>65</sup> Die relative Abwesenheit von Kriegen in Luhmanns Schriften hat also nur sehr bedingt mit der vermeintlichen Konfliktferne systemtheoretischen Denkens zu tun, im Gegenteil: In *Soziale Systeme* wird in einem umfangreichen Kapitel das Konzept eines parasitären Konfliktsystems entwickelt. Ein Konflikt gelangt demnach immer dann zur Ausdifferenzierung, wenn in der Kommunikation eine Zurückweisung zurückgewiesen, eine Negation negiert wird. So entsteht Gegnerschaft, die systembildend wirkt.<sup>66</sup> Unabhängig vom Anlass, der trivial gewesen sein mag, kann sich ein Konfliktsystem auf diese Weise reproduzieren und zahlreiche neue Themen integrieren. Überhaupt tendieren Konflikte dazu, den anfänglichen Widerspruch in der Sache auf die Sozialdimension zu übertragen, was sowohl ihre thematische Flexibilität wie ihre prinzipielle Gewaltähnlichkeit erklärt. Mit der Zeit wird der Andere, der sich dem eigenen Willen nicht fügt, zum eigentlichen Ärgernis.

Stets finden Konflikte ihre Auslöser in bereits ausdifferenzierten Sozialsystemen. Diese werden von jenen als parasitäre Nische genutzt und ausgehöhlt.<sup>67</sup> Mitunter überlebt der Konflikt sein Wirtssystem, nachdem er es vollständig zerstört hat. Der Ehestreit lässt sich auch nach

<sup>63</sup> Vgl. Lutz Ohlendieck, »Gender Trouble in Organisationen und Netzwerken«, in: Ursula Pasero/Christine Weinbach (Hrsg.), *Frauen, Männer, Gender Trouble. Systemtheoretische Essays*, Frankfurt a. M. 2003, S. 171–185; Nassehi, »Eliten als Differenzierungsparasiten«; Schneider/Kusche, »Parasitäre Netzwerke in Wissenschaft und Politik«.

<sup>64</sup> Serres, *Der Parasit*, S. 25.

<sup>65</sup> Vgl. Hans Joas/Wolfgang Knöbl, *Kriegsverdrängung. Ein Problem in der Geschichte der Sozialtheorie*, Frankfurt a. M. 2008.

<sup>66</sup> Vgl. Luhmann, *Soziale Systeme*, S. 488–550; Kieserling, *Kommunikation unter Anwesenden*, S. 257–302.

<sup>67</sup> Vgl. ebd., S. 532f.

der Scheidung weiterführen. Er produziert seine eigene Wirklichkeit, die für Außenstehende oft nicht nachvollziehbar ist. Wolfgang Ludwig Schneider hat nun den Vorschlag gemacht, moderne Kriege als parasitäre Konfliktsysteme des politischen Systems zu verstehen.<sup>68</sup> Demnach überführen sie in Abhängigkeit von ihrer konkreten Form (Staatenkrieg, Guerillakrieg, Bürgerkrieg etc.) auf je spezifische Weise die politisch ohnehin ablaufenden Konflikte in eine gewalttätige Auseinandersetzung, die dann in der Regel weitere Konfliktlinien generiert. Ein Krieg gelangt zu seiner vollen Ausdifferenzierung, wenn das rechtlich und moralisch codierte Tötungsverbot fällt. Wer als Kämpfer an Kriegshandlungen teilnimmt, muss damit rechnen, getötet zu werden. Das Töten orientiert sich dabei an der Differenz von Freund und Feind, in vielen Fällen auch an der von Kombattant und Zivilist. Als äußerst aggressiver Parasit zerstört das kriegerische Konfliktsystem die organischen, psychischen und sozialen Systeme in seiner Umwelt. Es hinterlässt Trümmer der verschiedensten Art.

Alle drei Problemfelder besitzen einen gemeinsamen Fluchtpunkt: An die Stelle einer allzu glatten Gesellschaftsbeschreibung, die jedem System einen festen Platz im Differenzierungsgefüge zuweist, treten parasitäre Verstrickungen und Grenzverwischungen. Das Nebeneinander der Funktionssysteme wird durch das Ineinander, ja Durcheinander verschiedener Systemtypen und Differenzierungsformen herausgefördert. Gesellschaft meint die umfassende Sozial(un)ordnung. Ihre Struktur ist unscharf.

## Zwischen Hermes und Pfingsten

Wie sichtbar wurde, gestaltet sich die systemtheoretische Aneignung der Figur des Parasiten alles andere als unproblematisch, greift sie doch tief in die Mechanik der Theorie ein. Neben Innenseite und Außenseite einer Unterscheidung ist nunmehr ein weiteres Glied in die differenztheoretische Kette einzufügen: das ausgeschlossene, eingeschlossene Dritte. Die bei Luhmann häufig binär angelegten Leitunterscheidungen müssen dann anders gedacht werden. In das Konzept operativer Schließung sind Unterbrecher einzufügen, welche die Grenzziehung uneindeutig werden lassen. Einer solchen Umschrift der Systemtheorie mag jedoch

68 Vgl. Schneider, »Terrorismus und andere Parasiten«, S. 185–189. Siehe für ein systemtheoretisches Verständnis von Militär und Krieg Tobias Kohl, »Zum Militär der Politik«, in: *Soziale Systeme* 15 (1), 2009, S. 160–188; Barbara Kuchler, *Kriege. Eine Gesellschaftstheorie gewaltamer Konflikte*, Frankfurt a. M./New York 2013.

ein Denkmotiv entgegenstehen, das sich mit Serres als »Pfingstschema«<sup>69</sup> bezeichnen lässt. Während der griechische Götterbote Hermes als Überbringer von Nachrichten die Notwendigkeit von Mediatisierung symbolisiert, beschreibt das christliche Pfingstereignis eine Kommunikation ohne Mittler und Verteiler.<sup>70</sup> Es meint eine Situation, in der »jedes beliebige Element mit jedem anderen in Beziehung treten könnte, ohne auf einen Vermittler angewiesen zu sein«.<sup>71</sup> Systemtheoretisch entspräche dies einer vollständigen Entdifferenzierung bei gleichzeitiger Totalintegration. Es ist kein Zufall, dass eine solche Vorstellung in der religiösen Kommunikation beheimatet ist. Die von Luhmann entwickelte Systemtheorie folgt indes entschieden dem Modell des Hermes. Noch das religiöse Pfingsthema bedarf ihr zufolge einer Kommunikation, die operativ durch Immanenz, Selektivität und Grenzbildung gekennzeichnet ist.<sup>72</sup> Hermes muss die frohe Botschaft überbringen, sie verbreitet sich nicht selbst. Trotz dieses – man ist versucht zu sagen – Bekenntnisses zum Medialen erwecken systemtheoretische Texte nicht selten den Eindruck, dass die Prozesse der Grenzziehung eindeutig, fehlerfrei und unumstritten vorstattengehen. Dem Pfingstschema entsprechend, wird die Systemgrenze scheinbar nicht durch Mittler unterbrochen. Rekursiv geschlossene Operationskreisläufe, die autopoitisch ihre konstitutiven Elemente im Netzwerk ihrer Elemente konstituieren, erzeugen scharf gezogene Grenzen zwischen Innen- und Außenbereichen. Möchte man diesem Denkmotiv entsagen, muss Differenz stärker problematisiert werden. Der Begriff des ›Parasiten‹ leistet genau dies.

69 Serres, *Der Parasit*, S. 73.

70 Vgl. Kurt Röttgers, »Michel Serres. Strukturen mit Götterboten«, in: Joseph Jurt (Hrsg.), *Von Michel Serres bis Julia Kristeva*, Freiburg 1999, S. 87–111.

71 Serres, *Der Parasit*, S. 73.

72 Vgl. Niklas Luhmann, *Die Religion der Gesellschaft*, hrsg. v. André Kieserling, Frankfurt a. M. 2002.

